

# DIE EIGENART UNGARISCHER VOLKSKUNST

VON IRMA GYÖRGYPÁL-ECKERT

„Pusztablut“, „Ungarblut“, Tokajer, Csárdás, Paprika, rote Stiefel sind die selbstverständlichen Attribute eines „echten“ ungarischen „Csikós“, eines Bauern oder seiner Partnerin, sei es auf der Bühne oder auf der Leinwand. Die Blütezeit der grossen Wiener Operette kannte jene Gestalten genau so gut, wie die Filmregisseure unserer Tage.

Bei der Betrachtung dieser Theater- oder Filmfiguren hat man das Gefühl, dass sie Angehörige einer anderen Welt sind, welche herausgerissen aus ihrer natürlichen Umgebung kümmerlich verkommen müssten. Hier liegt aber der Kern unserer ganzen Problemstellung: warum kommt eine ungarische Landschaft mit ihren Menschen, mit ihren Bauernhäusern und Trachten den ausländischen Besuchern als vollkommen fremd und doch sehr oft anziehend vor?

Die Ursache dieser verschiedenartigen Gefühle liegt in dem Janusgesicht des magyarischen Bauerntums, das mit seiner eigenartigen Kultur an der Grenze des Südostens Europas gleichzeitig nach dem Osten und nach dem Westen sieht. Die Industrialisierung hat dieses Gebilde bis heute in seinem Wesen kaum erschüttern können, da fast die Hälfte der Bevölkerung Ungarns ein bäuerliches Leben führt und zwar im Rahmen einer ausgesprochen bäuerlichen Kultur, zu deren Zerspaltung die fremden Einflüsse einer technisierten Welt noch nicht stark genug waren.

Selbstverständlich findet man unverfälschtes bäuerliches Leben nicht in den grösseren Städten und auch nicht in jenen Dörfern, die als Schaufenster für den Fremdenverkehr ausgestattet sind. Je weiter man sich jedoch von den Hauptverkehrslinien oder Industriezentren entfernt, desto mehr öffnet sich eine Wunderwelt echten Bauerntums. In diesen Siedlungen erlebt man Geschichte, und zwar Geschichte von Jahrtausenden, die in dieser Art und Weise in der Schule gar nicht gelehrt wird. Hier erlebt man als handgreifliche Realität, wie sich auf eine ostische Nomadenkultur Schichten des lateinisch-germanischen Mittelalters, der Renaissance und spärlich auch späterer Strömungen gestapelt haben. Hier hat noch ein Getreidebehälter vorge-schichtliche Verzierungselemente erhalten, da hört man eine fromme

Fabel aus dem Mönchslatein des Mittelalters und in einem dritten Dorf entdeckt man auf einer Schürze den Lebensbaum mit Ornamenten der Renaissance oder der osmanotürkischen Kultur. Und wenn jemand Glück hat, noch tiefer in diese eigenartige Lebensweise magyarischen Bauerntums hineinzusehen, so kann er auf dem Gebiete Sitte und Brauch dasselbe erleben. Im Erzählgut mischen sich aus dem Osten mitgebrachte Elemente mit den Märchen des Abendlandes, ebenso wie unter einer dünnen Schicht der katholischen Kirchenlehre vorgeschichtliche Überlieferungen, Reste eines alten finnisch-ugrischen Glaubens schlummern und im Brauchtum auch heute noch oft zum Vorschein kommen.

Aber bleiben wir bei den Gegenständen der Arbeits- und Festtage, die zugleich auch Träger der ungarischen Volkskunst sind und die im Rahmen unserer kurzen Untersuchung noch überblickt werden können, wogegen Sitte, Brauchtum und Erzählgut in ihrer Vielfachheit eine derartige Betrachtung schwer ermöglichen.

Es ist allgemein bekannt, dass das Magyarentum seine Urheimat an der Grenze Europas und Asiens besass, umringt von einer Kette der stammverwandten finnisch-ugrischen Völker, und erst nach langen Wanderungen in Westasien und in Osteuropa seine heutige Heimat eroberte. Das zahlenmässig relativ kleine Stammvolk betrieb eine hochentwickelte Viehzucht, die auch in der neuen Heimat im Donau-Becken jahrhundertlang erhalten blieb. An der Wende des ersten Jahrtausends ist diese nomadisierende Lebensweise durch Zwang der lateinisch-germanischen Welt in eine dauernde Ansiedlung übergegangen. Es dauerte Jahrhunderte, bis das Magyarentum eine neue Lebensform im Ackerbau fand und an die Scholle gebunden wurde. Doch sind auch später noch Rückschläge zu beobachten und zwar als im Laufe der Geschichte die Bevölkerung unter dem Zwang der Verhältnisse das alte Nomadisieren fortführen musste; während der 150-jährigen Türkenherrschaft z. B. ist ein grosser Teil der Bevölkerung der ungarischen Tiefebene wieder ausschliesslich zur Viehzucht zurückgekehrt, um sich mit ihrem Vieh ständig vor den Türken retten zu können. Nichts ist natürlicher, als dass die Grundform aller Gebrauchsgegenstände und mit ihnen die ganze Kultur der Magyaren Merkmale eines bewegten Nomadenlebens aufweist, die erst später von Elementen anderer Kulturen befruchtet wurden. Kleine, leichte und möglichst wenige Gebrauchsgegenstände, — viele davon tierischen Ursprungs, — bilden den Stamm des heutigen vielfältigen Hausmobiliars und der bäuerlichen Trachten. Sie sind heute natürlich schon an die äussersten Ränder der völkischen Lebenssphäre des Magyarentums verdrängt

worden, werden aber von Hirten, „Csikósen“, Fischern noch immer behütet. Es ist kein Wunder, dass die schönsten Werke magyarischer Volkskunst, wie z. B. Schiesspulver-, oder Salzbehälter aus Horn, — verziert mit Elementen, die eine enge Verwandtschaft mit denen der späteren Steinzeit aufweisen, — von Hirten Transdanubiens oder Nordostungarns stammen; ebenso bewahren sie auch die ersten Anfänge einer Textilkunst und zwar in der Form von farbigen, applizierten Säumen auf Filzdecken für Pferde oder als Rand des berühmten Csikósmantels.

Man muss sich aber damit abfinden, dass die Reste jener Urkultur des Magyarentums ziemlich spärlich sind und meist nur mit Mühe aus dem Mörtel späterer Schichten herauszuheben sind. Um 1000 n. Ch. herum begann die christlich-lateinische Welt durch germanische Vermittlung ihre Einflüsse auf das Magyarentum intensiver auszuüben. Der alte, heidnische Glaube des Nomadenvolkes wurde zerstört, die Dämonen und Götter waren gezwungen, sich in das Volksmärchen und in das Brauchtum zu flüchten. Die Züge der Fruchtbarkeitsgöttin vermischten sich mit denen der Muttergottes.

Es kamen zwar im Laufe der Zeit immer wieder ostische Einflüsse, so aus dem grossen Byzantinischen Reich und noch später durch die Osmanen, die aber in das mitgebrachte ostische Erbe des Magyarentums spurlos eingeschmolzen wurden.

Während die höheren Schichten mit mehr oder weniger Verspätung die grossen geistigen Strömungen der europäischen Völker miterlebt haben, wurde das magyarische Bauerntum von ihnen nicht berührt. Die heutigen grossen Gegensätze und Klassenunterschiede sind nicht zuletzt auf diese verschiedene Entwicklung zurückzuführen. Der „dumme“ Bauer war eben nicht dumm, er konnte sich bloss mit seiner andersartigen Kultur in der mitteleuropäischen Welt schwer zurechtfinden. Derartige Bestrebungen waren durch die Leibeigenschaft auch streng unterbunden. Erst nach ihrer Aufhebung, in der Mitte des 19. Jahrhunderts kam es zu einer grossen Erschütterung und Verschiebung in der völkischen Sphäre. Was die Bauernaufstände und Kriege im Laufe der Jahrhunderte nicht verwirklichen konnten, wurde jetzt erreicht. Durch die soziale Freiheit öffneten sich die Tore vor dem Bauer, die bis jetzt für ihn immer verschlossen waren. Er durfte sich ein grösseres Haus bauen, durfte seine Tracht bereichern und sie schmücken, wie es ihm gefiel und nicht wie es ihm kirchliche und behördliche Vorschriften befahlen.

Gierig stampfte sich dieses Bauerntum einen neuen Weg in die Freiheit. Es wollte alles haben, was jahrhundertlang von ihm nur

bewundert werden durfte. Die Vielfalt und der Reichtum des Hausmobiliars und der Trachten entwickelte sich nach diesem Datum. Bis jetzt bestand die bäuerliche Kleidung aus Leinwand oder aus handgewebten Wollstoffen und Filzen und richtete sich nach Breite und Form des Materials, wodurch eine gewisse Einheit in Schnitt und Ausführung innerhalb des ganzen bäuerlichen Kulturkreises des Magyarentums hervorgerufen worden war. Die Aufhebung der Leibeigenschaft fiel in ein Zeitalter, in dem auch die industrielle Erzeugung Riesen-Schritte nahm und die verschiedensten Textilerzeugnisse für die Bekleidung zur Verfügung standen. Zu dieser Mannigfaltigkeit kamen die örtlichen Einflüsse und die jeweiligen städtischen Moden, die innerhalb weniger Jahrzehnte Tausende von den verschiedensten Volkstrachten in Ungarn ins Leben riefen und die alten Quellen ungeheuer bereicherten.

Die Entwicklung der textilen Künste zeigt den gleichen Weg: Farbe und Mannigfaltigkeit; ein Durchbruch der elementaren Lebensfreude charakterisiert diese Werke. Am meisten haben die Handwebereien ihr altes Wesen bewahrt; bei ihnen hat selbst die Technik wenig Neuerungen erlaubt, höchstens die Farbengebung wurde etwas frischer. Dagegen zeigen die Nadelarbeiten, die von dem Material weniger abhängig sind, eine ungeheuere Bereicherung. Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts musste sich die magyarische Bäuerin damit begnügen, die prunkvollen Stickereien auf Adelstrachten und Altardecken zu bewundern, sie selber durfte ihre überlieferten Verzierungselemente nur ganz spärlich auf ihrer Tracht oder Ausstattung verwenden. Auch so kam es immer wieder zu Zusammenstößen mit den kirchlichen und weltlichen Behörden. Nach Aufhebung der Schranken kam mit ungeahnter Wucht der tausend Jahre lang zurückgedrängte Trieb nach dem Schönen zum Vorschein. Es hat natürlich einige Generationen lang gedauert bis sich die jetzigen differenzierten Volkskunstarten der einzelnen Gegenden innerhalb des magyarischen Bauerntums entwickelt haben. Ihre Bereicherung und Mannigfaltigkeit geht im allgemeinen parallel mit einer Individualisierung, mit einer Loslösung von der alten bäuerlichen Grundhaltung, die persönliche Initiative innerhalb der Gemeinschaft früher kaum billigte. Und hier liegt auch die grösste Gefahr einer jeden Bauernkunst. Sie ist in noch stärkerem Masse instinktiv, als das Schaffen einer Persönlichkeit der höheren Gesellschaftsschichten und aus diesem Grunde ist sie auch den Einflüssen der Aussenwelt mehr ausgesetzt. Einer bäuerlichen Musterzeichnerin aus der ungarischen Tiefebene ist es völlig gleichgültig, ob sie neben dem Svastik des Neolithikums orientalische

Sonnensymbole, türkische Nelken oder Rosen der Renaissance darstellt. Sie hat sie in ihrer Gesamtheit als Überlieferung geerbt und in den eigenartigen Stil der betreffenden Gegend umgedichtet und in eine Komposition zusammengefasst. Aber mit der gleichen Selbstverständlichkeit übernimmt sie vielleicht in ihren nächsten Werken Elemente eines Textilmusters, die aus den Fabriken des Sudetenlandes stammen und somit zu einem ganz anderen Kulturkreis gehören.

Wir dürfen uns aber nicht in äusserliche Analysierungen der Ornamente einer Bauernkunst verlieren. Ihr Volkstumswert ist in erster Linie nicht durch das Alter oder durch die Mannigfaltigkeit der einzelnen Bestandteile bedingt, sondern vielmehr durch die ursprüngliche Gestaltungskraft, mit der diese Bestandteile von der Einzelpersonlichkeit als lebendiges Erbgut ununterbrochen neugestaltet werden und die bäuerliche Gemeinschaft sie trotzdem als Ausdruck ihres künstlerischen Empfindens anerkennt.

Dem magyarischen Bauern ist es bisher gelungen, das Doppelgesicht seiner Kultur zu bewahren, und damit ererbtes Kulturgut mit einer frischen, dynamischen Gestaltungskraft immer wieder neu zu beleben. Es ist aber eine noch offene Frage, ob er auch weiterhin die wesentlichen Merkmale seines Erbes in jener unmittelbaren Frische erhalten kann, oder ob dieses Erbe der sozialen Entwicklung zum Opfer fallen wird, wie es in den westlichen Ländern so oft der Fall gewesen ist.